

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 257.

Mittwoch, 3. November

1926.

### Die zwölf Nächte.

(21. Fortsetzung.)

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

#### 23. Kapitel.

Jacques Mouisset.

Dina Reimers, die schöne Abenteuerin, war tot. Der alsbald eintreffende Arzt konnte nur erklären, daß sie einem Herzschlag erlegen war.

„Sie hat eine vergiftete Zigarette geraucht!“  
„Ich kann keine Vergiftungserscheinungen feststellen, meine Herren!“

„Eine Teufelei dieses Jacques Mouisset!“ Dr. Binger ballte ingrimmig die Fäuste. Immer und immer mußte er nach dem Sofa blicken, auf dem Dina wie einschlafend ruhte. Das Gesicht war nicht im mindesten entstellt. Noch im Tode war diese Frau wunderbar schön.

„Jacques Mouisset? Wer ist das?“

„Nichts, nichts, Herr Doktor“, sagte Binger. „Den Totenschein übergeben Sie wohl der Kriminalpolizei. Ja, es handelt sich — leider — um einen Kriminalfall. Aber ich ersuche Sie dringend, bis heute abend strengstes Stillschweigen über diesen Vorfall zu bewahren.“ Und an die Polizeibeamten sich wendend bat er: „Das Publikum darf vorläufig unter keinen Umständen etwas erfahren, von welcher Seite auch Anfragen wegen einer Dina Reimers kommen mögen. Ich habe meine Gründe. Es ist nur eine Notiz zu veröffentlichen, daß seit heute morgen — Sie verstehen: seit heute morgen! — Miß Mary Walker, die Gesellschafterin der Lady Cadell, verschwunden sei. Und lassen Sie die Befürchtung einschießen, die junge Engländerin sei wahrscheinlich durch die Diebe entführt worden. Die Plünderung der Villa wird natürlich gebracht. In großer Aufmachung. „Der dreizehnte Diebstahl!“ und so weiter. Kein Wort jedoch über die erfolgreiche Tätigkeit des Polizeihundes Thekla! Die Notiz schließe damit ab, daß die untröstliche Lady ein Hotel aufgesucht hat. Die geraubten Juwelen werden beschrieben.“

Dr. Binger wies auf das Paket, das Kommissar Fischer sorgsam in Händen hielt.

„... und selbst Lady Cadell darf vor heute abend auf keinen Fall erfahren, daß ihr Vermögen alsbald wieder den Dieben abgenommen werden konnte.“

Die Beamten nickten stumm.

Sie ahnten, daß der große Schlag bevorstand. Der Anführer der Diebe der nunmehr Dreizehn Nächte sollte ins Garn gelockt werden.

Mister Mecklen war längst in sicherer Hut fortgeführt worden. Er hatte sich wieder gefaßt. Ein höhnischen Lachen spielte um seinen bartlosen Mund, als man ihm seine Zelle anwies. Hoffte er so bestimmt, von seinen Freunden befreit zu werden?

Er hat um einen Whisky, der ihm abgeschlagen wurde. Pfeife und Tabak durfte er jedoch behalten. Dichte Qualmwolken der geliebten Schaggefe entlockend, schritt er in der Zelle auf und ab, schien sich mit seinem Lohse abgefunden zu haben.

Als man Dr. Binger hierüber Bericht erstattete, grüßte er: „Vor Einbruch der Nacht kann nichts passieren. Aber nicht den kleinsten Faden Papier darf er in die Zelle bekommen!“

Hans Grüner, der Geschäftsreisende, zuckte nervös zusammen, als die Tür seiner Zelle aufgeschlossen wurde und ein Herr eintrat.

„Schon wieder eine Vernehmung?“  
zu gestehen, nur... Herrgott, traue ich meinen Augen? Sie... der ehemalige Hufarenleutnant Binger... Kamerad... Ungar! Himmel, ja Sie sind's. Es ist kein Traum. Alter Freund! Aber... auch eingesperrt? Welche Dummheit haben Sie denn begangen?“

Binger nahm neben ihm auf der Britische Plak. Er war sehr ernst, quittierte über den Jubel des anderen mit einem knappen, aber kräftigen Händedruck.

„Weil wir so gute, alte Freunde sind, sollen Sie mir Ihre Dummheit beichten. Ich hätte Sie längst aufsuchen sollen.“

Hans Grüner blickte ihn argwöhnisch an.

„Längst? Was heißt das? Ich denke, Sie studieren auf irgendeiner Balkanuniversität...“

„Ich bin Dr. jur.“, lächelte der Ungar.

Der Freund wurde noch mißtrauischer. „Aha, und ich — einer der berühmtesten zwölf Diebe — bin so quasi Studienobjekt für Sie! Man hat Sie gar nicht eingesperrt. Sie haben einen Passierschein für seelische Folterungen. Auf welche Methode reisen Sie? Der Gerichtsarzt, der einzig wohlwollende meiner Folterknechte, will bis zu „leichtem vererbtem Schwachsinn“ gehen...“

Dr. Binger unterdrückte mühsam den entsetzlichen Lachreiz.

„Meine Theorie ist: die Diebe der Zwölf Nächte sind derart intelligente Leute, daß...“

Hans Grüner drückte ihm stürmisch die Hand.

„Nicht wahr! Das hab' ich von Anfang an gesagt. Nur der Staatsanwalt will es partout nicht einsehen.“

„Inzwischen sind wir einen großen Schritt weitergekommen. Auch in der Praxis hat sich mein Leitsatz bewährt. Kitty Wood ist ebenfalls unschuldig...“

„Die blonde Kitty? Das verstehe ich nicht. Kitty hat man verdächtigt? Die war doch bloß verliebt! Ah, sicher in ein Mitglied der Gaunerbande, und hat es nun vor Mut „hopp“ nehmen lassen...“

„Halbe Wahrheit. Kitty war in Sie verliebt.“

„Hab' aber nicht mitgemacht“, brummte der Gefangene. „Bin außerdem kein Mitglied der Gaunerbande.“

„Eine gewisse Dina Reimers stand Ihnen aber nah.“

Der Gefangene fuhr in die Höhe. „Nun fangen Sie doch mit der Folter an! Diese Frau ist das herrlichste, reinste Wesen, das man sich denken kann! Ich weiß, wessen man uns beschuldigt. Sie soll das geistige Haupt einer Einbrecherbande sein. Ausgeschlossen, unmöglich. Überdies habe ich sie seit 1916 nicht mehr gesehen. Bis neulich vor dem Staatsanwalt...“ Er barg den Kopf in beiden Händen. „Sie war Krankenschwester eines Feldlazarettos... ein Engel... scheute sich nicht, die Verwundeten in den Batteriestellungen zu verbinden.“  
... und dabei die neuen österreichischen Mörser zu studieren!“

Hans Grüner taumelte zurück, dann flammten seine Augen auf. „Kein Wort mehr! Alles Verleumdung!“



„Dina war Spionin im Solde Rußlands.“ Dr. Binger zuckte die Achseln, obwohl diese Kenntnis vor einer Stunde auch sein Herz zusammengeschnürt hatte. „Man hat es jetzt durch das System Bertillon festgestellt . . .“

Daß man außerdem den Mister McClean nach seinen Fingerabdrücken als einen der gefährlichsten englischen Einbrecher erkannt hatte, verschwieg Dr. Binger vorläufig.

„System, System!“ raste der andere. „Ihr kühn flügelnden Wissenschaftler versteht dem Menschen nicht ins Herz zu blicken! Dina schwört natürlich . . .“

„Dina ist schuldig. Sie beging Selbstmord. Heute nacht. Sie war nicht nur Spionin.“

Hans Grüner kehrte sein Gesicht zur Wand. Er wollte das Zucken seines Mundes nicht sehen lassen.

„Tausend heiße Küsse . . . auf gutes Gelingen!“ hörte ihn der Freund flüstern.

Als sie sich wieder in die Augen blickten, schien der Gefangene um Jahre gealtert.

„ . . . um vollständig zu sein“, sagte Dr. Binger. „Dina war eine Diebin. Es gelang mir, sie zu überführen. Sie und . . . Mister McClean.“

Hans Grüner lachte rau. „McClean ein Dieb? Seit Wochen ahne ich es und deshalb konnte ich nicht sprechen. Man hätte mir die größte Dummheit meines Lebens nicht geglaubt . . .“

Endlich! atmete Dr. Binger auf. Die Stunde des Gestehens war gekommen.

„Es betrifft natürlich den Diebstahl bei Ihrem Onkel?“

„Ah, da hat Lisa Müller geplaudert? Schließlich, weshalb sollte sie es nicht endlich?“

„Es handelt sich um eine Wette zwischen Ihnen und McClean?“

„So sagte er. Aber heute glaube ich ihm kein Wort mehr. Hören Sie zu und dann laßt mich endlich aus diesen entsetzlichen vier Wänden heraus, bevor ich ganz verrückt werde. McClean stichelte immer über meine „Reisetätigkeit“. Um ein paar Groschen Provision sich für den geizigen Onkel abzuhandeln! Er erzählte mir tolle Geschichten von einem Arsène Lupin, von Raffles und anderen Kavalierverbrechern, die stets nur „soziale Ungerechtigkeiten“ ausgeglichen hätten. Oft hätten sie sogar die ausgeräumte Villa wieder eingeräumt, nur um zu zeigen, welche Kerle sie seien. Ich, Hans Grüner, sei natürlich zu fein, ich warte geduldig, bis der Notar ein gewisses Testament öffne usw. Ich merkte genau heraus, mit dem sein meinte er feige.“

Da wetteten wir . . .

Ein paar fixe, gerissene Freunde wollte er stellen. Er besorgte alles. Das Dienstmädchen Klara Obst, das am nächsten Morgen so wie so abging, würde sich an dem „Spaß“ beteiligen. Sie mußte — es sollte geniale „Feinarbeit“ sein — für uns einen Situationsplan zeichnen, wo eine Diele gefährlich knarrt und so . . .“

„Klara Obst!“ Dr. Binger pfiß durch die Zähne. „Weiter!“ Die Sache wurde immer interessanter.

Fortsetzung folgt.

## Vor dem Winter.

Nun ist er ausgeträumt, der Sommertraum.  
Rostfarbene Blätter sinken taumelnd nieder.  
In schwere Nebel reißt die Riesenglieder  
Der nackte Baum.

Der Wanderer steht wie am geschlossenen Sarg  
Am Wiesengrund, einst bunt von reichem Leben,  
Das sich ihm tausendfältig hingegen —  
Und nun verbarg.

Einst prangt es wieder dir im Sonnenschein  
Mit holden Farben, Wanderherz — das wisse.  
Jetzt aber müssen Frost und Finsternisse  
Durchlitten sein.

Anna Enders-Diz.

## Hubertustag.

Von D. Fechner.

„Ein Tag im Jahr ist den Toten frei . . .“ Allerseelen. Am andern Morgen ist St. Hubertus, des Jagdreiters „hoher Tag“. Abgeschüttelt sind die schweren Gedanken, die das Vergehen, das große Sterben in der Natur in uns weckt: Hubertustag, dich grüßen die, die dir in lobender Begeisterung huldigen, dich grüßt die bunte, hochedle, spürende Meute, die auf das „Ho, Rüd, ho!“ wartet, dich grüßen die edlen, fein gefesselten Pferde, die feurig in die Randare schäumen, umherzänkeln in froher Ungebuld, bis die Jügel faßt sie freigibt und der Schenkeldruck sie beflügelt; Hubertustag, dich grüßen alle, die an der jauchzenden Verfolgung des uralten Reifers teilnehmen.

Die Jagd beginnt. Die Meute wird gelöst „Ho, Rüd, ho!“ Mit tiefer Nase stürzen die Hunde vorwärts, die Fährte zu suchen; der alte, erfahrene, tüchtig blinde Rolf hat sie als erster gefunden und stößt vor unzählbarer Gier ein kurzes, heiseres „Bläff“ aus. Als wäre in diesem Augenblick ein elektrischer Funke in Rolf und Reiter und Meute gefahren, so braust alles davon, daß die Erde dröhnt. „Ho, Rüd, ho!“ Einer Rotte hungriger Wölfe gleich jagen die Hunde davon, die Pferde in weit ausgreifendem Galopp hinterher. Doch bald wird das anfangs dicht gedrängte Feld immer länger; denn nicht alle Pferde sind flüchtig und ausdauernd genug, das tolle Tempo zu halten. Aber jetzt stockt die Jagd, die Meute hat die Fährte verloren. Das Feld schließt sich wieder zusammen. Ein Bach ist schuld an der Verzögerung. Die Hunde revidieren hitzig durcheinander und die Erfahrensten ziehen immer größere Kreise, um wieder auf die Fährte zu stoßen. Da, endlich wieder jenes heilere „Bläff!“ als Zeichen, daß die Fährte gefunden ist. Und wie der Pfeil vom Bogen geschneilt, fliegt die Meute über die braune Heide: „Ho, Rüd, ho!“ und die rotbefrachte Reiter-schar auf ihren schnaubenden, prustenden Pferden in langgestrecktem Galopp hinterdrein. So geht die Heide im fahlen Herbstsonnenlicht, umbraut von scharfen, wüßigen Winden, wohl einige tausend Meter weit, als die Hunde erneut stuben und anfangen zu japseln; sie haben die Fährte zum andern Mal verloren. Diesmal aber hilft alles Kreisen und Revieren nichts, die Spur ist nicht weiter zu bringen: als wäre der Reiter in den Boden gesunken oder durch die Luft entwichen. In dieser Verlegenheit, die bei den Teilnehmern das Gespenst der „Fehltag“ schon ersehen läßt, ordnet der Master an, daß mit den feinnasigsten Hunden die Fährte ein Stück rückwärts verfolgt wird; denn vermutlich hat das Schwein kehrt gemacht, ist auf der eigenen Spur zurückgeflüchtet und hat diese an einer anderen Stelle verlassen, um auf solche Weise seine Verfolger irreführen. Die Vermutung erweist sich als richtig; denn kaum 500 Meter rückwärts finden die Hunde die Abweichung der Fährte. Hier wird die ganze Meute nun wieder eingefeselt und weiter stürmt die Heide: „Ho, Rüd, ho!“

Schnaubend und schon bedenklich ausgepumpt folgen die schaumbedeckten Pferde der flüchtigen, heulenden Meute, die genau spürt, daß die Fährte „wärmer“ wird. Da, in einem kleinen Fichtenhorst, stoßen die Hunde auf den Reiter, der sich aber noch nicht stellt, sondern sein Heil in wilder Flucht sucht. Wie ein großer, schwarzer, von unsichtbarer Gewalt geschleudert Gummiball „federt“ er in unglaublicher Schnelligkeit über die Heide, die Meute, laut Hals gebend, hinterdrein. Wie viele Hunde des Hasen Tod sind, so schließlich auch des uralten Reifers Verhängnis. Der Abstand zwischen dem Verfolgten und Verfolgern wird immer kleiner und endlich, an einer einsam stehenden hundertjährigen Kiefer ist er eingeholt. Mit dem Büßel an den Stamm gedrückt, zeigt er den Hunden sein geiferndes Gebräch. Dauer und Saderer wehen aufeinander und geben ein klapperndes Geräusch von sich. Im Nu sind zwei der mutigsten und fürwichtigsten Hunde zu Tode geschlagen, da entfällt den übrigen für Augenblicke der Mut. Gistig heiser laut gebend, umtanzen sie den schwarzen Recken, dessen kleine Lichter tüdlich funkeln und dessen Rückenfederu gekräußt sind. Der alte erfahrene Rolf, der schon so manche Fehljagd mitgemacht und dem mehr als einmal der das Ende des Gestellten herbeiführende Griff gelang, steht tüdlich lauernd, kaum einen halben Meter neben dem Wütenden, den Moment erspähend, der es ihm ermöglicht, das Gehör des Reikers zu fassen, diesem dann flink über den Rücken, auf die andere Seite zu springen, ihn so einen Augenblick festhalten, bis auch die anderen Hunde zuffassen und so das Schwein decken. Eben führt der schwarze Teufel einen heftigen Schlag nach der anderen Seite, als Rolf mutschnaubend zuffaßt. Doch der so oft gelungene Griff gelingt diesmal nicht, der Reiter wirft blitschnell das Gebräch herum, ein kurzer, harter



Schlag von unten nach oben, und im weiten Bogen wird der beste der Rüben mit heraushängendem Gescheide seitwärts geschleudert. Wimmernd will sich Koll noch einmal erheben, um sich auf seinen Feind zu werfen, aber es geht nicht mehr, röchelnd bricht er zusammen. Nun stürzt sich aber die ganze Meute von allen Seiten auf den Wehrhaften, der bald gedekt ist. Der erste der heranbrauenden Reiter hebt ihn aus, d. h., er reißt ihn an den Hinterläufen hoch, bis der vornehmste der Jägerreiter herangefommen ist und dem Reiter den Fangstoh gibt.

Da liegt er nun, der wehrhafte Reiter, neben seinen

zahlreichen Opfern, und die Sonne des Subertustags spiegelt sich in dem Schweiß, der seiner schwarzen Schwarte entquillt. Melancholisch-schwerenützig und doch auch wieder fanfarenhaft jauchzend schwimmt das zweifeltimmig geblassene „Salali“ über die trübe Heide:

Tot ist der Basse nun, tot, ja tot!  
Hierig getrunken den Schweiß so tot  
Hat jetzt die herbstlich düstre Heide ...  
Uriger Rede im borstigen Kleide,  
Tot ist er! Tot ist er! Tot ist er nun ...“  
Subertustag.

## Alt-Nassau

### Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unger.

XXI.

In dieser Zeit, im Februar 1785, erschien nun auch das Vorlesungsverzeichnis für das kommende Sommerhalbjahr und erforderte allerlei Überlegungen in betreff der zu hörenden Collegien. Denn wenn auch Göttingen eine reichere Auswahl an Vorlesungen bot als Gießen, so wurde doch natürlicherweise nicht in jedem Semester jede Vorlesung gehalten; Moralphilosophie und Rechtsgeschichte, die Bigelius zu hören beabsichtigt hatte, sind entweder im Winter 1784/85 nicht gelesen worden oder fielen mit anderen Vorlesungen zusammen, weshalb er Geschichte der Philosophie belegen hatte. Der Vater schrieb ihm deshalb: „Ein Collegium über die philosophische Geschichte ist meines Erachtens vor einen künftigen practischen Juristen sehr entbehrlich, und gehört nur vor den, der sein Fortun in und mit der Philosophie hauptsächlich machen will ...“ indessen da Du es nun angefangen hast, höre es mit Fleiß und Aufmerksamkeit.“ Bezeichnend für die Belesenheit des Regierungsrats ist seine Bemerkung über den Dozenten, der dies Kolleg hielt: „Herr Meiners ist aus seinen Briefen über die Schweiz bekannt, welche er vor einigen Jahren mit seiner Frau bereist hat. Sie sind lehrreich geschrieben.“ Aus dem Briefwechsel des Vorjahres erinnern wir uns, daß Vater und Sohn auf die Ausbildung in der Feldmestkunst besonderen Wert legten, denn, so schrieb der Vater: „Wenn der alte Secretär Moskitor abgeht, so ist außer denen dormaligen 3 Feldmeßern und einigen Forstjägern kein Mensch im Lande, der diese Wissenschaft versteht, und bey denen Collegiis,“ wo doch dergleichen geometrische Zeichnungen oft vorkommen, ist dormalen Niemand, der eine hinlängliche Kenntnis davon hätte.“ Über die praktische Anweisung in der Feldmestkunst soll Louis mit dem Professor Rastner sprechen, wenn er die reine Mathematik und insbesondere die theoretische Geometrie bei ihm völlig gehört hat; dieser könne ihm gewiss einen Vorschlag zur Erreichung seiner Absicht machen. Freilich sei dabei von großer Wichtigkeit, daß man einen feinen geometrischen Plan zeichnen könne. „Denn wenn Du etwas in der Geometrie thun und Dich damit recommendiren willst, welches allerdings so nützlich als nöthig auch einträglich ist, so mußt Du auch eine saubere Zeichnung machen können.“ Weiter wies der Regierungsrat auf die Nothwendigkeit hin, das klassische Latein zu pflegen, wozu die Universitätsbibliothek benützt werden möge, „damit es bei vereinstigten Ausarbeitungen und Disputir-Übungen an dieser gelehrten Sprache nicht fehlen möge.“ Der Stadt Oberschultheiß Wagner zu Idstein, der sich eine so gelehrte Niene zu geben weiß, schrieb in dieser Woche in einem Bericht: Vize-Befoldung. Da diese es, es gebühre ihm keine, weil er nicht einmal fixe Befoldung Orthographice schreiben könne. Das sind dann anecdoten, die so leicht nicht vergehen werden, und vor welchen sich ein junger Mensch sorgfältig in Obacht zu nehmen hat.“

Lebhaftes Interesse nahm der Vater auch an den Musikstudien des Sohnes, über die er ihm ausführlich schrieb. Wie es scheint, hatte der Student Bigelius dem berühmten Staatsrechtslehrer Bütter, den wir ja bereits anlässlich des Todes von Dr. Mahr vorausgreifend kennen gelernt haben, bald nach seiner Ankunft seine Aufwartung gemacht und ihm Grüße vom Vater ausgerichtet. Er ist dann wohl dort eingeladen worden und als man in der Familie Bütters erfuhr, daß er musikalisch sei, Geige und Klavier spiele, mag man ihn aufgefordert haben, sich an der Hausmusik oder auch bei einem geplanten Concert zu betheiligen. Vielleicht hat

Louis dem Vater gegenüber Zweifel geäußert, ob er dazu schon die nötige Fertigkeit besäße, denn der Regierungsrat schreibt: „Wenn ich nur wüßte, wie viel Du schon auf der Violine profitirtest, und ob Du, wenn Du allenfalls noch 1 Louisd'or weiter vergeist hast, Dich getrauest, in einem Concert mitzuspielen; so wollte ich gerne, um dieses zu befördern und Dich aus dem Stümper herauszuziehen, solchen oder auch 1½ daran wenden. Über diesen Punct antworte mir auf Dein Gewissen, aber auch mit dem Beding, daß Du alsdann in dem Bütterischen Concert würdlich mitspielest. Wie gehet es denn mit den Klavierübungen? Das sind ja doch beyde Mittel, die schweremütige Gedanken und melancholische Anfälle zu vertreiben. Suche Dich doch ja auch auf diesem Instrument zu unterhalten, daß Du wenigstens das Gelernte nicht vergißest.“

Wenige Tage danach, am 15. Februar, folgte ein weiterer Brief; der Vater schickte dem Sohn dessen geometrische Aufzeichnungen über die praktische Feldmestkunst — sie rühren wohl aus der Idsteiner Gymnasialzeit her, denn etwa in Gießen gemachte Notizen würden sich nicht in Wiesbaden befunden haben — und zugleich 30 Stück Louisd'or, „Mit letzteren bitte aber so gut als möglich zu wirtschaften, damit der künftige Herbstwechsel etwas geringer ausfallen könne, weil ich alsdann auch nicht so viel zusammen bringen kan. Laße Dich nur bey keinem Bekannten vermerken, daß Du Geld vorrätzig habest, damit Dich keiner zum Leihen ansprechen möge, indem es ordinäre hart hält, von solchen Herrn sein gutes Geld wieder zu bekommen. Dein Herr Schwager?“ kann von dergleichen Bespielen sagen, die ihm begegnet sind. Auf das künftige Winter Holz sey in Zeiten bedacht, wofern Du dasselbe vorm Raub verwahren kannst. Wie viel hast davon in diesem Winter nöthig gehabt? Und ist es damit ordentlich hergegangen, als bey der Frau Engelin?“ Dann heißt es weiter: „Es ist mir befallen, ob nicht Deine zeitberige Ruthlosigkeit und Schweremütigkeit von dem diden und dem Vernehmen nach nicht genug geläuterten sondern sehr salzigten Göttinger Bier guten Theils herrühren möge. Wenn das wäre, so trinke lieber Wasser, in so fern auch dieses der Gesundheit nicht zuwider ist. Wie ist es denn mit Eurem Wein? Der wird geschmierter und also auch ungesunder Frankwein?“ Und was wird für die hiesige Maas bezahlt? Gebuße Dich, was dieses Getränk anbelangt, bis Du wieder in die Rheingegend kommst; dann schmeckt es Dir desto besser. Rauche auch nicht zu viel Taback, der nimt ebenfalls viele gute Säfte weg, und trocknet Brust u. Blut aus. Morgends gleich nach dem Aufstehen ist Dir eine Pfeiffe voll erlaubt, u. dabei ein frisch Glas Wäßer, aber hernach den ganzen Tag keine mehr. Auf die Weise halte ich es mit meinem Rauchen, das ich erst in meinem 28te Jahr angefangen habe.“

Aus den in der Briefsammlung folgenden Schreiben geht hervor, daß das Gesuch des Regierungsrats an die hannöverschen Staatsminister um Bewilligung eines königlich-großbritannischen Freitischen Erfolgs gehabt hat. Die verhältnismäßig rasche Erledigung war dem Eintreten des Geh. Justizrats Falde in Hannover zu danken, der persönlich das Gesuch der maßgebenden Stelle vortrug und es nachdrücklich befürwortete; er erhielt denn auch alsbald die Zusicherung, daß der Student Bigelius in die Liste derjenigen aufgenommen werde, die im Herbst 1785 einen königlichen Freitisch erhalten sollten. Für Ostern waren die Listen schon geschlossen und die Inhaber der Freitische bestimmt worden, so daß also die so wünschenswerte Unterstützung nicht so leicht einsehen konnte. Immerhin auch für die künftige Beihilfe mußte man dankbar sein, zumal in ziemlich sichere Aussicht

<sup>2)</sup> Dr. med. Mahr.

<sup>3)</sup> Die Hauswirthin in Idstein, 1785 bei ihrem Sohn, dem Pfarrr in Pantrod wohnend.

<sup>4)</sup> = französischer Wein.

<sup>1)</sup> Collegia hier im Sinn von Behörden.



gestellt wurde, daß der auf ein Jahr bewilligte Freitisch bei rechtzeitigem Gesuch auf ein weiteres Jahr verlängert werde, während allerdings eine Verlängerung über das zweite Jahr hinaus nicht statthaft war. Da Wigelius obnein im Herbst 1787 sein Studium abschließen sollte, war er ja nach menschlichem Ermessen für das Mittagessen verjort. Wir werden freilich später noch hören, daß selbst ein königlicher Freitisch keine ungeprüfte Freude war. — Das für jene Zeit ungemein knapp und sachlich gehaltene Schreiben Falcks an den Regierungsrat schließt mit den Worten: „Gott laße Ew. Wohlgebohren an dem Herrn Sohn und übrigen lieben Kindern Freude und Wolle erleben! woran ich jederzeit freudigsten Anteil nehmen werde, in vorzüglicher Hochachtung allseits beharrend Ew. Wohlgebohren gehorsamster Diener Falck.“

In schärfstem Gegensatz zu dieser Sachlichkeit steht das Dankschreiben des Regierungsrats an Falck: „Ew. Hochwohlgebohren hochgütigste Nachricht vom 24ten Februar, die mir zugleich erwiesene unschätzbare Provenzion<sup>1)</sup> und hochgeneigteste Appreciation<sup>2)</sup> wegen meines Sohns u. übrigen Kindern haben mein Herz — das schon seit so langer Zeit Ew. Hochwohlgebohren so christliche als menschenfreundliche Gesinnungen, und so gerecht — als wohlthätige Handlungen mit devotester Ehrfurcht gerufen hat —, nun auch noch mit solchen Regungen der lebhaftesten Freude und des wärmsten Danks durchdrungen, welche ich nach ihren ganzen Empfindungen auszudrücken nicht vermögend bin. Meine unbegrenzte Dankbarkeit gehet also in den herzlichsten Wunsch über: daß Gott der Allmächtige Ew. Hochwohlgebohren noch viele, viele Jahre bei der besten Gesundheit und allen Ersprießlichkeiten zum Wohl und Glück des Staats, dem Hochdieses so ausgezeichnet und thätig nützen, mildest fristen und erhalten wolle! Meinem Sohn melde ich heute diesen erfreulichen Erfolg, den ich und er Ew. Hochwohlgebohren vielvermögender Unterstützung ganz allein zu verdanken haben, u. hoffe gewis, daß diese und die hohe Gnade des höchstverehrlichen königlichen Ministerii seinen Fleiß noch mehr beleben und er sich der gnädigen Verlängerung dieser Wohlthat auch auf das zweite Jahr würdig zu machen, äußerst bestreben werde.“

Ew. Hochwohlgebohren vergönnen mir nun noch die Hochgeneigteste Erlaubnis, Dero hohen Protection und Gewogenheit mich und meinen Sohn auch für das künftige angelegentlichst und in demjenigen submissiven Respect empfehlen zu dürfen, dessen fernere und lebenslängliche Bezeugung sich zur vorzüglichsten Ehre rechnet Ew. Hochwohlgebohren unterthänig treu devotester Diener Wigelius.“

<sup>1)</sup> Provenzion = Zuneigung.

<sup>2)</sup> Appreciation = Werthschätzung.

## Zur Geschichte des Regierungsgebäudes in der Rheinstraße.

Die Erneuerung der Fassade des Regierungsgebäudes in der Rheinstraße (Nr. 35/37) hat mir jüngst Veranlassung gegeben, mich von Amts wegen mit dem Werdegang dieses Hauses eingehender zu beschäftigen. Das Ergebnis meiner Nachforschungen über dieses jetzt älteste ehemalige Privathaus der Rheinstraße dürfte auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse und eine Mittheilung darüber an dieser Stelle nicht unangebracht sein.

Die Bebauungspläne für die heutige Rheinstraße reichen bis in das Jahr 1828 zurück, wo auf dem Gelände zwischen der Kirchgasse, Luisen-, Schwalbacher- und der früheren Adolfsstraße die Artilleriefaserne und das Zeughaus entstanden, und die Bauvorschriften für die von da ab in Rheinstraße umgetaufte Adolfsstraße — die jetzige Adolfsstraße ist erst um 1860 entstanden — erlassen wurden. Der Beginn der privaten Bautätigkeit zog sich jedoch noch einige Jahre hin. 1831/32 wurde als erstes Privathaus das des Christian Seibert an der Ecke des Luisenplatzes und der Rheinstraße (an der Stelle der heutigen Nr. 43) gebaut. 1835/36 erbaute Dr. med. Joh. Karl Eröve in der Mitte zwischen Luisenplatz und Markt (jetzt Bahnhof-) Straße ein Doppelhaus, das 1837 in das Brandkataster der Stadt Wiesbaden (Band 3, Nr. 124) eingetragen wurde, und in dem er eine orthopädische Heilanstalt einrichtete. Aber bereits 1843 kaufte es der herzoglich nassauische Domänenfiskus für 64 000 Gulden als Witwenis für die Herzogin Pauline an. Da es für diesen Zweck aber vorläufig nicht benutzt wurde, auch niemals benutzt worden ist, bezieht zunächst Dr. Eröve das Erdgeschoß in der oberen (westlichen) Hälfte, den ganzen ersten Stock, eine Stube im zweiten Stock, den Speicher über der Westhälfte, die Alleenutzung des Gartens, des halben Hofes, der Stallungen, Remise und Dunggrube gegen einen

Mietzins von jährlich 4116 Gulden. In der unteren (östlichen) Hälfte des Erdgeschoßes blieb der Forstmeister Mollier für jährlich 300 Gulden und ab 1. Januar 1844 220 Gulden wohnen. Der aus zwölf größeren und kleineren Zimmern bestehende zweite Stock mit Zubehör wurde des arg verfallenen Zustandes wegen für jährlich nur 250 Gulden an den Revisionsrat Dieffenbach vermietet. Gemeinsam war allen drei Mietern die Benutzung der Waschküche, der Wasserpumpe und des Trockenspeichers. Dr. Eröve kündigte zum 1. Oktober 1844 den Mietvertrag, bezieht aber die im Erdgeschoß innegehabten Räume noch bis zum Frühjahr 1845 für 300 Gulden; dem Revisionsrat Dieffenbach wurde im August 1844 vom Fiskus gekündigt und nachdem die beiden oberen Stockwerke geräumt waren, wurden sie Mitte September dem herzoglichen Hofmarschallstab zur Einrichtung einer griechisch-katholischen Kapelle — sie wird auch russische Gesandtschaftskapelle genannt — überwiesen.

Die nach der Rheinstraße gelegenen beiden Säle und ein Zimmer des ersten Stockes wurden zur Kapelle, Sakristei usw. hergerichtet, der nach Westen gelegene Saal zum besonderen Aufenthaltsraum der Herzogin Elisabeth, bekanntlich einer russischen Großfürstin, und die übrigen nach dem Garten liegenden Zimmer zur Wohnung von fünf unverheirateten russischen Sängern bestimmt. Der obere Stock, so weit er sich über den zur Kapelle usw. eingerichteten Räumen befand, blieb leer, während die westliche Hälfte dieses Stockwerks vom russischen Popen, Probst Johann Bazaroff — über ihn vergl. Alt-Nassau 1902, S. 33 ff. — als Wohnung zugewiesen wurde. Die Übergabe der Räume an den Hofmarschallstab erfolgte am 7. November 1844.

Ende Januar 1845 zog der Forstmeister Mollier, im April 1845 Dr. Eröve aus, der bis 1863 in der Friedrichstraße, zuletzt in dem Hause Ecke Neugasse (heute Nr. 41), wohnte. Das ganze Erdgeschoß wurde jetzt auf Wunsch Herzog Adolfs für 400 Gulden Jahresmiete dem Oberst v. Sadehn — er ist der von J. Bazaroff (Alt-Nassau a. a. O., S. 41) irrigerweise Oberst Gatschen genannte Befehlshaber der Artillerie — vermietet, der seither das nunmehr zur herzoglichen Rezepitur eingerichtete ehemals Schenck'sche Haus in der Friedrichstraße (heute Nr. 32) bewohnt hatte und Mitte Mai 1845 die neue Wohnung bezog.

Ende 1846 tauchte der Plan auf, das damals im oberen Stockwerk der Marktschule untergebrachte herzogliche Realgymnasium in das Gebäude zu verlegen. Der Plan wurde aber nicht ausgeführt, obwohl die Baubestätigung die Eignung des Hauses zu dem gedachten Zweck ergeben hatte. Warum? Vermutlich hatte der Hofmarschallstab sich ins Mittel gelegt, der sonst neue Räume für die Griechische Kapelle hätte suchen müssen.

Bei der Umgestaltung der nassauischen Behörden wurde am 1. Oktober 1849 das von dem Oberst v. Sadehn geräumte Erdgeschoß dem herzoglichen Kreisamt Wiesbaden, auch dem Kreisamtmann Ferge eine Dienstwohnung darin zugewiesen.

Nach Wiederaufhebung dieser Behörde bezog die bis dahin in der Wilhelmstraße (Altes Museum) untergebrachte herzogliche Landesregierung das ganze Gebäude am 1. Oktober 1854, also nicht schon 1843, wie bei Spielmann-Kraße, S. 11, irrtümlich angegeben ist. Am 1. Juli 1855 ging das Grundstück für 66 000 Gulden in das Eigentum der Landessteuerkasse über.

Die Griechische Kapelle war schon im Sommer 1854 in das Rüder'sche Haus verlegt worden, jedenfalls eines der von dem Bauunternehmer Wilhelm Peter Rüder am Steinhöhlweg, der jetzigen Kapellenstraße, erbauten Häuser, vermutlich in das auch später noch (bis 1911) als Wintergotteshaus der russischen Gemeinde und als Wohnung des russischen Popen dienende Haus (heute Kapellenstraße 19).

In den Jahren 1856/57 wurde dann im Garten des Gebäudes der Landesregierung das sog. Registraturgebäude errichtet, und in diesem Zustand ist, abgesehen von kleineren baulichen Veränderungen im Innern, auch Ersetzung der östlichen Toreinfahrt durch den heutigen Eingang, das Haus bis heute geblieben, in dem auch nach dem Übergang Nassaus an Preußen stets Dienststellen der preussischen Regierung Unterkunft gefunden haben.

Erwähnt sei schließlich noch, daß das Gebäude die Hausnummer wiederholt gewechselt hat. In einem vom Baurat Wolff, dem Erbauer des alten Theaters, 1835 aufgestellten Bauplan für die Rheinstraße ist das Eröve'sche Haus unter Baustelle VII aufgeführt. Demgemäß erhielt es bei der Anfang 1845 erfolgten Nummerierung der Wiesbadener Häuser die Hausnummer 7. Bei den späteren Ummumerierungen der Häuser in der Rheinstraße bekam es 1861 die Nr. 15, 1884 Nr. 27, 1890 Nr. 33 und 1910 die noch jetzt geltende Nr. 35/37.

Dr. Otto Heinemann.